

zurückzuhalten, die Lasten abzuschneiden und sie trotz des schmalen Weges umzudrehen. Dann erst konnten wir ins nächste Dorf eilen, um Bretter und Hilfskräfte zu kaufen und zu dingen (Tafel XLIX).

Meine Reise erregte unter den Ansässigen großes Aufsehen, weil hier selten mit Pferden und Maultieren gereist wird. Den geringen Güterverkehr vermitteln für gewöhnlich chinesische Kuli, die ihre Lasten hoch aufgeschichtet auf den Schultern tragen. Daß größere Lasten an einer federnden horizontalen Tragstange befördert werden, wie es im unteren China, in Hu pe usw. der Brauch ist, kommt hier nur bei einzelnen umherziehenden Gewerben und Spezialisten vor, die von einer bestimmten Gegend Chinas aus die westlichen Grenzländer überschwemmen.

In Romi Tschanggu hatte ich mich dagegen gesträubt, Ula vom Ya men zu fordern. Ich hielt es nicht für richtig, als Ausländer dieses Recht zu beanspruchen. Die Schwierigkeiten des Wegs häuften sich aber bald derartig, daß ich diese Rücksichtnahme sehr bedauerte. Die Straße war in viel schlechterem Zustand, als man mir gestanden hatte, und unterwegs fand ich nur für sehr hohe Preise und ganz kurze Strecken einige Hilfskräfte. Ich hatte so viel Unglücksfälle, daß ich schließlich in meinem Tagebuch die Tage besonders anstrich, an denen mir nicht irgend ein größeres Unheil widerfuhr. Es war auch beinahe unmöglich, Stroh für die Tiere zu kaufen. Das reine Maismehl aber, das wir ihnen vorsetzen mußten, verursachte Kolikanfälle. So verlor ich am 16. Juni ein Pferd an Kolik und konnte zwei andere nur mit knapper Not noch kurieren.

In der Nacht vom 16. auf den 17. zog ein äußerst heftiges Gewitter mit Wolkenbruch durch das Tal, daß das Echo der Donnerschläge zwischen den hohen Felswänden nicht aufhören wollte und von allen Seiten eine Sintflut niederstürzte. Der Fluß schwoll in einer Stunde um $1\frac{1}{2}$ m an. Die Einwohner — ich war bei Chinesen zu Gast, die in kleinen Hütten am Wege wohnten — zündeten ihre Weihrauchkerzchen an und steckten sie an die Türpfosten. In den kurzen Pausen zwischen den Donnerschlägen knatterten ohne Unterlaß ihre „crackers“ und der Name „Yü hwang ye“ wurde tausendfältig zur offenen Türe hinausgerufen.

Am Morgen des 17. waren wir kaum 2 km weiter gekommen, als uns die trüben hochgehenden Wogen des angeschwollenen Hsiao kin tschuan ho unbittlich den Weg versperrten: Anderthalb Meter hoch spülten die Fluten auf der Wegtrace, die als schmales Band am Fuß der jähren Talwände sich hinzog. Bei einem Versuch, das Hindernis zu forcieren, wurde unser Führer um Haaresbreite mit einem der Pferde von der Strömung weggespült. Es hieß warten, bis sich das Wasser verlaufen hatte, und da ich meine Pferdefuttervorräte im letzten Quartier nicht hatte erneuern können, so blieb ich mit den Lasten in einem Zelt am Flußufer liegen und sandte Skewliu und Dardyi mit den Tieren leer nach dem Kloster Tschortensa gomba zurück, an dem ich zwei Tage früher vorbeigekommen war (Tafel LIII).

Am 18. Juni stieg das Wasser noch immer weiter, obwohl bei uns mittlerweile schönes Wetter eingesetzt hatte und das Thermometer mittags bis auf $+ 34^{\circ}$ gestiegen war. Am Nachmittag, als ich gerade wieder sehnsüchtig an meinem Pegel nach dem Wasserstand gesehen hatte, brachten die Wogen kurz hintereinander zwei Kulileichen. Wie riesige Schweinsblasen tanzten zwei umfangreiche Lasten auf der Oberfläche stromabwärts und daran hingen die Körper